

Sacha Batthyany
UND WAS HAT DAS
MIT MIR ZU TUN?

Ein Verbrechen im März 1945.
Die Geschichte meiner Familie

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2016

Die Tagebücher von Maritta Batthyány und Agnes Kupferminc wurden vom Autor aus dem Ungarischen beziehungsweise dem Spanischen ins Deutsche übertragen und für die Veröffentlichung bearbeitet.

© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka
Umschlag- und Vorsatzmotiv: © privat
Autorenfoto: © Maurice Haas

Gesetzt aus der Stone
Satz: Felder KölnBerlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-462-04831-5

Prolog

Agnes kam aus ihrem Schlafzimmer. Sie hatte sich geschminkt, frisiert und schön gemacht für mich. Ihre Töchter standen um sie herum und waren glücklich, ihre Mutter so zu sehen.

»Das ist der Besucher aus Europa«, sagten sie zu ihr, »der Enkel.«

»Wer?«, fragte sie ein wenig zu laut.

»Der Enkel, du weißt doch.« Nein, Agnes wusste nicht, das sah ich ihr an.

Wir begrüßten einander und setzten uns an ihren runden Wohnzimmertisch irgendwo in Buenos Aires. Ich kannte Agnes aus dem Tagebuch meiner Großmutter, das ich in meiner Tasche bei mir trug. Sie sind zusammen in einem winzigen Dorf im Westen Ungarns aufgewachsen, haben sich als Kinder täglich gesehen, obwohl sie verschiedene Leben lebten. Agnes' Eltern hatten einen Feinkostladen, die Eltern meiner Großmutter ein kleines Schloss mit einem kiesbestreuten Hof, in dessen Mitte ein Kastanienbaum stand. *Es war ein ruhiges Leben auf dem Land*, schrieb meine Großmutter über ihre Kindheit, *ein Leben von den Jahreszeiten bestimmt*. Bis zum Krieg.

Bis zu jenem Tag im Frühjahr 1944, als die jahrhundertalte Ordnung in diesem Dorf verschwand und mit ihr eine Welt. Erst kamen die Deutschen, dann die Russen. Das Schloss brannte ab, die Familie meiner Großmutter verlor

ihr ganzes Land, ihren Status, ihren Platz in der Gesellschaft.

Und Agnes kam nach Auschwitz.

Ich sei auf Durchreise, so hatte man Agnes auf mein Kommen vorbereitet, ich hätte in einem Tagebuch Informationen über sie gefunden. »Über deine Eltern«, sagte man ihr, über eine Zeit vor siebzig Jahren. Jetzt sei ich hier, um ein wenig daraus vorzulesen.

»Wie wunderbar«, sagte sie.

Ich saß neben Agnes und konnte die Tätowierung sehen, die ihr ein Wärter in Auschwitz gestochen hatte und die nun in den Runzeln ihrer Haut verschwand. Die Ziffern waren kaum mehr lesbar: 802 ... 6? Oder war das eine 8?

»Apfel oder Quark?«, wurde ich gefragt.

»Was?«

Agnes war achtzehn, als sie ins Konzentrationslager deportiert wurde, heute ist sie über neunzig. Ihr Rollator stand griffbereit neben ihrem Stuhl. Auf einem kleinen Regal sah ich Fotos, ihr verstorbener Mann, die Hochzeit ihrer Töchter, ein ganzes Leben.

»Apfel«, sagte ich und streckte meinen Teller hin. Und als jeder sein Stück Strudel fertiggegessen hatte, fing ich an vorzulesen: von dem Zug aus Budapest, den man an seiner Rußwolke schon von Weitem kommen sah – und Agnes nickte; von den Kranichen am Dorfeingang; den in Zuckerwasser eingelegten Kirschen, die im Laden ihrer Eltern neben der Kasse standen; und von ihrem Vater, Herrn Mandl mit den roten Wangen.

»Oh ja, die hatte er«, unterbrach sie mich fröhlich, und wir freuten uns mit ihr, obwohl uns allen nicht danach zumute war. Weil wir die Wahrheit kannten.

Haben wir das Richtige getan?, fragte ich mich einen Tag später in der Abflughalle des Flughafens. Abgesehen von einem Mann auf einem Reinigungswagen, der von einem Ende des Terminals zum anderen fuhr und auf dem Teppich mal einen dunkleren, mal einen helleren Streifen hinterließ, war niemand da, keine Menschenseele.

Ich bin nur der Bote, hatte ich mir eingeredet, bevor ich hergereist war. Ich habe etwas, das Agnes gehört, deshalb war ich hergekommen, doch jetzt war ich mir nicht mehr so sicher. Bloß ein Kurier?

Sieben Jahre waren vergangen, seit ich mich auf die Spuren der Kriegsgeheimnisse meiner Familie begeben hatte. Ich war mehrmals nach Ungarn gefahren, nach Österreich, war nach Moskau geflogen und nun bis nach Buenos Aires, vor allem aber wurde ich Vater dreier Kinder, wodurch sich alles vermischte: Ich lernte, Windeln zu wechseln und Breie anzurühren, und alles über meine Wurzeln; ich verbrachte Tage in einem kleinen Ort namens Rechnitz, um mehr über ein Massaker an 180 Juden zu erfahren, stapfte durch sibirischen Schnee auf der Suche nach Überresten eines Arbeitslagers und landete schließlich in Südamerika. All dies besprach ich wöchentlich mit meinem Psychoanalytiker in Zürich, wir sprachen über Stalin, den Holocaust und Massengräber, während andere über Mittag Pizza aßen. Erst neulich hatte ich ihn gefragt: »Sagen Sie, bin ich eigentlich krank?« Worauf er antwortete: »Woher soll ich das wissen?«

Als würde ich in einer Zeitmaschine leben, so fühlte es sich an, das Gestern und das Heute verschmolzen. Ich sprang von der Vergangenheit in die Gegenwart und sah mir von oben zu, wie ich auf meiner biografischen Achse spazieren ging. Sieben Jahre. Das ist ungefähr die Lebenserwartung europäischer Maulwürfe, von denen ich im Ta-

gebuch meiner Großmutter so viel las, weil sie sich immer wieder mit diesen Tieren verglich.

So saß ich da und blickte hinaus, sah Landepisten, schwarz vor Gummi, dahinter schmutzige Felder, die unendliche Weite Argentiniens.

Agnes' Töchter hatten mir zum Abschied ein schmales Buch in die Hand gedrückt, die Erinnerungen an die Kriegsjahre, das nun neben dem Tagebuch meiner Großmutter in meiner Tasche lag. Die Lebensgeschichten zweier ungleicher Frauen, die miteinander verwoben waren und bis in die Gegenwart strahlten, und in denen ich nun blätterte. Fehlt noch meine Geschichte, dachte ich, nahm mein Notizbuch aus der Jacke, strich eine neue Seite glatt und schrieb das Datum oben links in die Ecke: *Oktober 2013*.

Was wird das, ein Brief? An wen, an mich? Wie beginnt man so etwas?

Dann wurde mein Flug aufgerufen.

1.

Begonnen hatte alles an einem Donnerstag im April, rund sieben Jahre vor meiner Reise nach Buenos Aires. Ich arbeitete damals bei der Sonntagsausgabe der *Neuen Zürcher Zeitung*. Es war früh am Morgen, noch war kaum jemand da, alles ruhig. Ich schrieb einen Text über einen Samen-spender aus Holland, als mir eine ältere Kollegin, die sonst nie viel mit mir sprach, eine Zeitungsseite auf den Schreibtisch legte und fragte: »Was hast du denn für eine Familie?«

Ich sah hoch und lächelte sie an, erst dann blickte ich auf den Artikel, den sie für mich ausgerissen hatte. Ich erwartete etwas aus dem 19. Jahrhundert, mit Rüschenkleidern vielleicht oder mit Pferden. Irgendeine Brücke, die nach einem meiner Vorfahren benannt worden war, einem *Ádám*, *Zsigmond* oder *Ladislaus Batthyány*, mein Nachname ist in Ungarn bekannt. Die *Batthyánys* waren Grafen, Fürsten, Bischöfe. Einer wurde 1848 Ministerpräsident des Landes, ein anderer, *Ladislaus Batthyány-Strattmann*, 2003 von Papst Johannes Paul II. für seine Verdienste als Arzt in Rom seliggesprochen. Die Familiengeschichte kann bis zu den Feldzügen gegen die Türken im 14. Jahrhundert zurückverfolgt werden, bei uns im Westen allerdings kennt man den Namen kaum, warum sollte man auch? Die meisten halten ihn für einen tamilischen Namen, die vielen *Ypsilons* klingen nach Sri Lanka. Nur an den Weihnachts-

tagen werde ich auf ihn angesprochen, weil dann die *Sissi*-Trilogie im Fernsehen läuft, morgens um elf Uhr, in der die Kaiserin, gespielt von Romy Schneider, mit einem Grafen Batthyány tanzt, der eine babyblaue Uniform trägt und viel Brillantine im Haar.

So etwas erwartete ich also, als ich auf die Zeitung blickte, etwas Harmloses, stattdessen las ich den Titel: »Die Gastgeberin der Hölle«, den ich nicht verstand, die Frau auf dem Foto aber erkannte ich sofort. Tante Margit. Im März 1945 soll sie beteiligt gewesen sein an einem Massaker an 180 Juden in der österreichischen Grenzstadt Rechnitz. Sie soll ein Fest gefeiert, getanzt und getrunken und um Mitternacht, aus Spaß, den nackten Männern und Frauen die Pistole an den Kopf gehalten und abgedrückt haben.

»Danke«, sagte ich, legte den Text zur Seite und sah wieder auf das blinkende Zeichen am Bildschirm. Ich hatte noch zwei Stunden für meinen Text über den holländischen Samenspende.

Tante Margit? Die mit der Zunge?

Als ich ein Kind war, gingen wir dreimal im Jahr mit Tante Margit essen, immer in die teuersten Restaurants Zürichs. Mein Vater fluchte schon auf der Hinfahrt und rauchte in unserem weißen Opel eine Zigarette nach der anderen, meine Mutter kämmte mir die Haare mit einem Plastikamm. Wir nannten sie Tante Margit, nie Margit, als wäre Tante ein Titel. Sie hatte den Onkel meines Vaters geheiratet, doch die Ehe war von Anfang an ein Desaster. Margit war die deutsche Thyssen-Milliardärin, er der verarmte ungarische Graf. Sie war groß, ein gewaltiger Oberkörper auf dünnen Beinen. In meiner Erinnerung trägt sie immer ein Kostüm, zugeknöpft bis zum Hals, und Seidenfoulards mit

Pferdemotiven, ihre Krokodilledertasche ist bordeauxrot und hat goldene Verschlüsse, und wenn sie erzählt, von der Rehbrunft oder von Schiffsreisen in die Ägäis, dann streckt sie in den Pausen zwischen den Sätzen ihre Zungenspitze heraus, wie eine Eidechse. Ich sitze so weit wie möglich von ihr entfernt, Tante Margit hat Kinder gehasst, und während ich in der geschnetzelten Kalbsleber herumstochere, schaue ich immer wieder zu ihr hin. Ich will diese Zunge sehen.

Nach ihrem Tod sprachen wir nur noch selten von ihr und meine Erinnerungen an die Mittagessen verblassten, bis zu dem Tag, als ich in der Zeitung von diesem österreichischen Ort las. Rechnitz. Von einem Fest. Von einem Massaker. Von 180 Juden, die sich erst nackt ausziehen mussten, bevor sie erschossen wurden, damit ihre Leichen schneller verwesen. Und Tante Margit? Sie war mittendrin.

Ich rief meinen Vater an und fragte ihn, ob er davon gewusst habe. Er schwieg, und ich hörte, wie er eine Weinflasche entkorkte. Ich sah ihn vor mir auf diesem abgewetzten Sofa, das ich so mag, in seinem Wohnzimmer in Budapest.

»Margit hatte ein paar Affären mit Nazis, das hat man sich in der Familie erzählt.«

»In der Zeitung steht, sie habe ein Fest organisiert und als Höhepunkt, als Nachspeise, 180 Juden in einen Stall gelockt und Waffen verteilt. Alle waren stockbesoffen. Alle durften mal ran. Auch Margit. ›Gastgeberin der Hölle‹ wird sie genannt. In englischen Zeitungen heißt sie ›killer countess‹. Und die Bild titelte: ›Thyssen-Gräfin ließ auf Nazi-Party 200 Juden erschießen.«

»Das ist Quatsch. Es gab ein Verbrechen, aber dass Mar-

git damit etwas zu tun hatte, halte ich für unwahrscheinlich. Sie war ein Monster, aber dazu war sie nicht in der Lage.«

»Wieso war Margit ein Monster?«

Vor dem Zeitungsartikel über Rechnitz und Tante Margit hat mich meine Familiengeschichte nicht sonderlich interessiert. Ich kam auch kaum mit ihr in Berührung. Wäre ich in Ungarn geboren, wäre das etwas anderes, da gab es Plätze und Denkmäler für meine Vorfahren. Aber ich wuchs nicht in Budapest auf, sondern in einer Vierzimmerwohnung am Stadtrand von Zürich, und als ich acht Jahre alt war, zogen wir hundert Meter weiter in ein graues Reihenhaus in der Form eines Rubik-Würfels, an dem damals in den Achtzigerjahren alle drehten. Wir hatten einen Pingpong Tisch im Garten und einen großen Kühlschrank wie die Amerikaner, den die Vorbesitzer dagelassen hatten. Es hat so gut gerochen, wenn man das Eisfach aufmachte und den Kopf hineinstreckte, an den gefrorenen Erbsen vorbei, ganz tief hinein. Noch besser kann ich mich an den Geruch an der Tankstelle erinnern, wo wir manchmal abends auf dem Rückweg von Freunden meiner Eltern hielten, die wir jeden Sonntag besuchten. Wir saßen zu dritt eng beieinander auf der Rückbank, meine beiden Brüder und ich, und ich hoffte immer, dass wir noch tanken müssen. Dann habe ich das Fenster heruntergekurbelt, meine Augen geschlossen und durch die Nase geatmet. Das Benzin und die kühle Luft und wir alle gemeinsam in diesem Auto auf dem Weg nach Hause, geborgener fühlte ich mich nie. Und als wir dann ankamen, habe ich getan, als würde ich schlafen, damit mein Vater mich in mein Zim-

mer trägt. Sein Hemd roch nach Wein und Zigaretten und Sommer, das war meine Kindheit.

Wie Wale, die sich zum Gebären in ruhige Gewässer begeben, so haben sich auch meine Eltern ausgeklinkt aus der Welt und sich hier niedergelassen. Doch im Unterschied zu Walen, die es wieder in die Tiefen der Ozeane zieht, sind meine Eltern am Stadtrand gestrandet.

Vielleicht haben sie sich vor ihrer Vergangenheit versteckt. Vor ihren Erinnerungen an Ungarn, an den Krieg, an Flucht und Verstecken.

Womöglich wollten sie einfach neu beginnen an diesem unbefleckten Ort, nicht mehr zurückdenken, wollten diesen toten Winkel zu ihrem Zuhause machen. Und beinahe hätte es geklappt.

Die Schweiz eignet sich gut dafür, von vorne anzufangen und das Schwere vergangener Tage abzustreifen, denn nichts erinnert in diesem Land an Hitler oder Stalin. Die beiden totalitären Systeme des vergangenen Jahrhunderts, Nationalsozialismus, Kommunismus, Konzentrationslager, Gulag, das sind nur Kapitel in den Geschichtsbüchern der Schule. Es gibt kaum ein Denkmal für die Opfer der Kriege, kaum eine Familie, abgesehen von jenen der Eingewanderten, deren Geschichte mit den Gräueln verwoben ist. Es gibt diese Frage nicht: »Sag mal, Opa, was hast du im Krieg getan?« Niemand wurde deportiert oder vergast. Da muss nichts »verdaut werden«, da »kommt nichts hoch«, wie es in den Zeitungen immer heißt, wenn von anderen Ländern die Rede ist. Es gibt kein kollektives Versagen, keine Krisen, außer denen der Banken. Die Schweiz kennt nur Jahre des Wohlstands, der Sicherheit und Sorglosigkeit, vor allem in meiner Jugend Anfang der Neunzigerjahre, als alles noch bunter wurde und Stadtrandmenschen an den Wochenenden mit ihren

Fahrrädern um irgendwelche Seen radelten und es biken nannten.

So viel Idylle färbt doch ab, sollte man meinen. So viel Unbekümmertheit überträgt sich aufs Familienglück. Nicht bei allen.

Weder mein Vater noch meine Mutter fühlten sich in der Schweiz, diesem wattiertesten aller Länder Europas, wirklich zu Hause. Sie lernten zwar Schweizerdeutsch und fuhren Ski, kauften sich einen Sandwichtoaster, als alle so ein Ding kauften, und im Winter aßen auch sie Raclette, gossen flüssigen Käse über die Kartoffeln, vielleicht mit ein wenig mehr Paprika als andere. In Wirklichkeit aber nahmen sie am Leben in diesem Land nur teil, wenn es sein musste. Sie grüßten die Nachbarn, aber lieber war ihnen, sie kamen ungesehen bis zum Auto. Insgeheim haben sie die Schweiz und die Schweizer belächelt, zumindest nahm ich das früher so wahr. Die gelegentlichen fremdenfeindlichen Bemerkungen anderer Anwohner, was für einen ulkigen Nachnamen wir hätten, dass wir für Ausländer ganz ordentlich Deutsch sprächen, dass unser rostiges Auto nicht hierher passe, kümmerten sie nicht, weil sie wussten, dass sie hier nie Wurzeln schlagen würden. Die Schweiz war für sie immer nur ein Spieleland, das Leben kein echtes, jedenfalls keines mit Höhen und Tiefen, mit Glück und Leid. Denn wer nicht mindestens ein paar Verwandte im Krieg verloren, wer nie miterlebt hatte, wie eine fremde Besatzungsmacht, seien es Deutsche oder Russen, alles umstürzte, der durfte nicht von sich behaupten, wirklich etwas vom Leben zu verstehen. Leid war die Währung, Glück und Idylle zählten nicht. Die Vergangenheit war immer wichtiger als die Zukunft, das Alte immer besser als das Moderne.

Und so werden wahrscheinlich beide auf ihre Weise von einem anderen Leben geträumt haben in diesem kleinen Haus am Stadtrand Zürichs, diesem Ort ohne Gestern, aus dem mein Vater bald auszog.

Zwei Jahre nach dem Fall des Eisernen Vorhangs packte er seine Sachen und fuhr nach Budapest. Auch meine Mutter verließ die Schweiz und machte nicht den Anschein, als ob ihr etwas fehlte, was ich ihr nie übel nahm. Plötzlich waren sie beide fort, doch das Gefühl, im falschen Land zu leben, hatten sie mir dagelassen.

Ich aber blieb, wohl aus Trägheit, studierte, weil das alle taten, und wurde Journalist. Bald schon schrieb ich über bewaffnete Kindergangs in Liverpool, schlief im Wohnwagen eines hohen Ku-Klux-Klan-Mitglieds in Texas, lief tagelang in einem Zürcher Vorort umher, weil ich über eine Massenvergewaltigung an einem dreizehnjährigen Mädchen berichten musste, und saß auf dem Sofa dieses holländischen Samenspenders, zusammen mit einem lesbischen Paar, das sich ein Kind wünschte. Ich sah zu, wie er ihnen ein Döschen überreichte und eine Spritze, mit der sich eine der Frauen sein Sperma einführen sollte. »Ich geh noch was einkaufen«, rief er, da stand er schon auf der Türschwelle: »Wollt ihr was? Cola? Chips?«, worauf sie verduzt die Köpfe schüttelten. Cola? Sie wollten doch ein Kind.

Ungarn war zwar das Land meiner Eltern, doch was kümmerte es mich? Ich war Anfang dreißig, frisch verliebt, der Zweite Weltkrieg, ein Kriegsverbrechen an 180 Juden, all das hätte nicht weiter weg sein können. Wir hatten doch unsere eigenen Probleme, dachte ich, Migration, Orientierungslosigkeit, Globalisierung, über solche Sachen schrieb ich: zu viel Konsum, zu viel Porno, zu viele Möglichkeiten.

Aber nachdem mir meine Familiengeschichte begegnet

war an jenem Morgen, an dem ich meine Großtante Margit in dem Zeitungsartikel erkannt hatte, fing ich an zu recherchieren, schrieb Familienangehörigen in Wien, Budapest und München. »Hallo«, begann ich, »wir kennen uns nicht, sind aber über Ecken miteinander verwandt. Habt ihr gelesen, was passiert sein soll? Wisst ihr was?« Ich besorgte mir Akten über Tante Margit und ihren Mann Ivan, den Bruder meines Großvaters, las Bücher über die Thyssens, über die Geschichte Ungarns, verbrachte ganze Tage in Archiven in Berlin und Bern, Budapest und Graz und sprach immer wieder mit meinem Vater. Tante Margit war der Auslöser meiner Reise in die Geschichte, ihretwegen habe ich mich zum ersten Mal in meinem Leben mit meiner Herkunft auseinandergesetzt.

Es war ein Massaker an 180 Juden, das mich meiner Familie näherbrachte.

2.

An einem Sonntag im Frühling 2009 fuhr ich zum ersten Mal nach Rechnitz, um herauszufinden, was meine Großtante wirklich mit dem Verbrechen zu tun hatte. Ich kam frühmorgens mit dem Nachtzug aus Zürich in Wien an, mietete ein Auto und fuhr an Wäldern und Weinbergen vorbei; noch waren die Trauben an den Rebstöcken klein und hart. Rechnitz ist kein schöner Ort, nicht viel mehr als eine Hauptstraße, an der links und rechts niedrige Häuser stehen mit schmalen Fenstern und blickdichten Vorhängen. Es gibt keinen Kern, keinen Marktplatz, und das Schloss, das der schwerreiche deutsche Unternehmer und Kunstsammler Heinrich Thyssen seiner Tochter Margit, unserer Tante Margit, in seinem Testament überschrieben hat, steht nicht mehr. Die Russen zerbombten es bei ihrem Einmarsch 1945, worauf die Einwohner alle Möbel, die Bilder und Teppiche mitnahmen.

Jedes Jahr organisiert der Verein Refugius eine Gedenkfeier für die ermordeten Juden. Am Ortseingang beim Kreuzstadl, dem vermutlichen Tatort, heute ein Mahnmal, wird dann gesungen und gebetet. Das Verbrechen dürfe nicht vergessen werden, hieß es auch in den diesjährigen Ansprachen. Ich stand etwas abseits, ich kannte ja niemanden und sah mich um: Die Sonne schien, Löwenzahn

blühte, das Gras war knöchelhoch und noch ein wenig feucht, irgendwo darunter befanden sich 180 Schädel. Das Massengrab ist trotz jahrelanger Suche bis heute nicht gefunden worden.

Die Nacht vom 24. auf den 25. März 1945 ist mondhell. Im Schloss von Margit Batthyány-Thyssen in Rechnitz, Burgenland, nahe der österreichisch-ungarischen Grenze, findet ein Gefolgschaftsfest statt. Mitglieder der Gestapo und lokale Nazi-Größen wie SS-Hauptscharführer Franz Podezin, wie Josef Muralter, wie Hans-Joachim Oldenburg unterhalten sich mit Hitlerjungen und Angestellten des Schlosses und trinken Sekt. Für die Nationalsozialisten ist der Krieg verloren, die Russen sind schon an der Donau, doch das soll die Stimmung nicht trüben. Es ist acht Uhr abends. Zur selben Zeit stehen am Bahnhof in Rechnitz etwa 200 jüdische Zwangsarbeiter aus Ungarn, die beim Bau des Südostwalls eingesetzt wurden, einer gigantischen Verteidigungslinie, die von Polen über die Slowakei und Ungarn bis nach Triest führen und die anrückende Rote Armee aufhalten soll. Um halb zehn Uhr abends lädt der Lkw-Unternehmer Franz Ostermann einen Teil der Juden in seinen Lastwagen und übergibt sie nach kurzer Fahrt vier Männern der Sturmabteilung, SA, die den Gefangenen Schaufeln in die Hand drücken und ihnen befehlen, eine L-förmigen Grube auszuheben.

Die ungarischen Juden beginnen zu graben, sie sind müde und schwach, die Erde ist hart, im Schloss von Tante Margit wird getrunken und getanzt. Später an diesem Abend erhält SS-Hauptscharführer Franz Podezin einen Anruf. Weil der Lärm im Festsaal zu groß ist, muss er ins

Nebenzimmer. Das Gespräch dauert keine zwei Minuten. Podezin sagt: »Ja, ja!«, und schließt mit den Worten: »Verdammte Schweinerei!« Er beauftragt Hildegard Stadler, sie ist die Leiterin des örtlichen Bundes Deutscher Mädel, etwa zehn bis dreizehn Festteilnehmer in einen Raum zu führen. »Die Juden vom Bahnhof«, teilt er ihnen mit, »sind an Fleckfieber erkrankt und müssen erschossen werden.« Keiner widerspricht. Der Waffenmeister Karl Muhr verteilt Gewehre und Munition an die Festgäste. Es ist kurz nach 23 Uhr. Im Schlosshof stehen drei Autos bereit. Nicht alle aus der Gruppe haben Platz, einige gehen zu Fuß. Es ist ja nicht weit.

Ich rief meinen Vater an. »Du wusstest«, sagte ich zu ihm, »dass Tante Margit in jener Nacht dort war, und du wusstest auch von dem Massaker.«

»Ja.«

»Aber du hast dir nie überlegt, dass sie möglicherweise darin verwickelt war?«

»Ist das ein Verhör?«

»Ich frage nur.«

»Ich hab nie gedacht, dass es zwischen dem Fest und dem Massaker eine Verbindung geben könnte, wie das seit Neuestem in den Zeitungen behauptet wird. Warte kurz«, er hustete. Ich hörte, wie er sich eine Zigarette aus der Schachtel nahm.

»Du rauchst zu viel.«

»Wie geht's der Kleinen?«

»Sie bekommt ihren dritten Zahn, und sie krabbelt. Wieso hast du mit Margit nie über den Krieg gesprochen?«

»Was hätte ich fragen sollen? Du, Tante Margit, willst du

noch einen Schluck Wein? Und übrigens, Tante Margit, hast du Juden erschossen?»

»Ja.«

»Sei nicht naiv. Es waren Höflichkeitsbesuche. Wir haben übers Wetter gesprochen, und sie hat über Familienmitglieder hergezogen. ›Verfaulter Keim‹, sagte sie, wenn sie über die Thyssens und Batthyánys sprach, die ihrer Meinung nach alle nicht ganz bei Trost waren. ›Verfaulter Keim‹, das war ihr Lieblingspruch. Kannst du dich noch an ihre Zunge erinnern?«

Zwischen Mitternacht und drei Uhr morgens fährt der Lkw-Unternehmer Franz Ostermann insgesamt siebenmal vom Bahnhof zum Kreuzstadl, auf der Ladefläche jeweils 20 bis 30 Juden, die er den vier SA-Männern übergibt. Die Juden müssen sich ausziehen, vor der Grube liegen ihre Kleider, nackt knien sie am Rand ihres L-förmigen Grabes. Podezin steht da, Oldenburg auch, beides fanatische Nationalsozialisten. Sie schießen den Juden in den Nacken. Josef Muralter, NSDAP-Mitglied, schreit, während er abdrückt: »Ihr Schweine gehört ins Feuer! Ihr Vaterlandsverräter!« Die Juden sacken zusammen, fallen in das Erdloch und bleiben aufeinandergestapelt liegen. Im Schloss werden neue Sektflaschen entkorkt, jemand spielt auf der Ziehharmonika. Margit ist jung und mag es gerne lustig, sie trägt die schönsten Kleider von allen. Einem Kellner namens Viktor fällt auf, dass die Gäste, die um drei Uhr morgens wieder im Saal erscheinen, wild gestikulieren, sie haben gerötete Gesichter. SS-Hauptscharführer Podezin, der mutmaßliche Anführer, eben noch hat er Frauen und Männern in den Kopf geschossen, tanzt jetzt ganz ausgelassen.

Nicht alle Juden wurden in dieser Nacht erschossen. Achtzehn ließ man vorerst am Leben. Sie erhielten die Aufgabe, die Grube mit Erde zuzuschütten. Totengräberdienst. Zwölf Stunden später, am Abend des 25. März, wurden sie im Auftrag von Hans-Joachim Oldenburg, Margits Geliebtem, ebenfalls umgebracht und in der Nähe des Schlachthauses beim Hinternpillenacker verscharrt.

Nach dem Krieg wurden sieben Personen des mehrfachen Mordes und der Quälerei beziehungsweise des Verbrechens gegen die Menschlichkeit angeklagt. Josef Muralter, Ludwig Groll, Stefan Beigelbeck, Eduard Nicka, Franz Podezin, Hildegard Stadler und Hans-Joachim Oldenburg. Doch 1946 geriet der Prozess ins Stocken, weil die beiden Hauptzeugen ermordet wurden. Der Erste war Karl Muhr, der Waffenmeister im Schloss. Er hat in jener Nacht am 24. März die Gewehre ausgehändigt und den späteren Tätern direkt ins Gesicht gesehen. Ein Jahr danach lag Muhr mit einer Kugel im Kopf neben seinem toten Hund im Wald, und sein Haus stand in Flammen. Die Patronenhülse, die die Polizei am Tatort sichergestellt hat, ist verschwunden. Der zweite Tote war Nikolaus Weiss, ein Augenzeuge. Er hatte das Massaker überlebt und sich bei einer Rechnitzer Familie im Schuppen versteckt. Ein Jahr später, er war auf dem Weg nach Lockenhaus, wurde sein Wagen beschossen und geriet ins Schleudern. Weiss war auf der Stelle tot.

Nach diesen beiden Fememorden lebten die Einwohner von Rechnitz in Angst vor Vergeltung. Niemand sprach. Das Schweigen hat bis heute gehalten. In den siebzig Jahren seit dem Verbrechen ist der Ort zu einem Symbol für Österreichs Umgang mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit geworden. Wer Rechnitz sagt, der meint Verdrängen.

Am 15. Juli 1948 wurden Stefan Beigelbeck und Hilde-

gard Stadler freigesprochen. Ludwig Groll wurde zu acht Jahren schweren Kerkers, Josef Muralter zu fünf Jahren und Eduard Nicka zu drei Jahren Haft verurteilt. Podezin und Oldenburg, die beiden Haupttäter, waren auf der Flucht. Die burgenländische Polizei vermutete, sie seien bei Gräfin Margit Batthyány-Thyssen in der Schweiz, einquartiert in einer Wohnung oberhalb von Lugano.

Interpol Wien benachrichtigte die Luganeser Behörden per Telegramm am 28. August 1948: »Es besteht die Gefahr, dass sich die beiden nach Südamerika begeben. Bitte um Festnahme.« Die Verhaftungsbefehle gegen die Flüchtigen wurden am 30.08.1948 ausgeschrieben, blieben aber ohne Ergebnis.

In seinem Schlusswort sagte Dr. Mayer-Maly, Staatsanwalt in Österreich, der das Massaker aufklären sollte: »Die wahren Mörder sind noch nicht gefunden.«

Ende August fuhr ich zum zweiten Mal nach Rechnitz; die Weintrauben waren jetzt rot, die Bäume voller Sommer. Ich besuchte Annemarie Vitzthum, sie war 89 Jahre alt und wahrscheinlich die letzte noch lebende Teilnehmerin an Margits Fest.

»Ich hatte mich extra fein gemacht«, erinnerte sie sich, »wir saßen an runden Tischen im kleinen Saal im Erdgeschoss, das Grafenpaar mittendrin. Die Gräfin Margit sah aus wie eine Prinzessin, so schöne Kleider, wie die anhatte.«

Dauernd seien Männer in Uniformen gekommen und wieder gegangen, sie könne sich an deren Namen aber nicht erinnern. »Es war ein Wirbel«, das habe sie 1947 auch dem Staatsanwalt erklärt, als sie verhört wurde. »Alle tran-

ken Wein, alle tanzten, ich kannte das nicht, ich war doch nur ein einfaches Mädchen, nur die Telefonistin.« Um Mitternacht sei sie von einem Soldaten nach Hause begleitet worden, bis zu diesem Zeitpunkt habe die Gräfin das Schloss nicht verlassen. Das von den Juden, sagte Frau Vitzthum, während wir ihren selbst gemachten Streuselkuchen aßen, habe sie erst später erfahren. Schrecklich sei das.

Im Anschluss besuchte ich Klaus Gmeiner. Er war Tante Margits Förster, und er war der Letzte, der sie lebend gesehen hat. Margit besaß 1000 Hektar Land in Rechnitz, jedes Jahr kam sie zur Jagd. »Sie war eine hervorragende Schützin, eine erfahrene Afrika-Jägerin. Sie hat sich sehr gefreut, wenn sie was erlegt hat, einen Muffelwidder oder ein Reh, nie sah ich sie glücklicher.« In all den Jahren sei nicht ein einziges Mal über die Nazizeit gesprochen worden, sagte Gmeiner, der wie so viele im Ort für Margit schwärmte. Mit dem Verbrechen habe sie ganz sicher nichts zu tun.

»Wir waren auf der Pirsch«, erzählte er über den Abend vor ihrem Tod, »mit einem abgezirkelten Blattschuss hat sie einen Mufflon getroffen.« Zwanzig, vielleicht dreißig Schritte sei das Tier in ihre Richtung gewankt, er erinnere sich genau, dann erst zusammengebrochen. Er wisse noch, wie sie sich an jenem Abend darüber beschwerte, dass sie von so vielen Menschen um Geld angebettelt werde. »Das war ihr letzter Satz.« Am nächsten Morgen erschien sie nicht mehr zum Frühstück.

»Wie war's in Rechnitz? Hast du was rausgefunden?«, fragte mich mein Vater am Telefon. Er klang müde, vor wenigen Wochen hatte plötzlich ein kleiner Hund vor der Tür

seines Wochenendhauses am Plattensee gestanden, ein Mischling, der nicht mehr von seiner Seite wich.

»Was macht der Köter?«

»Er ist anstrengend.«

»Aber du magst ihn, stimmt's?«

»Erzähl was von Rechnitz.«

»Die Menschen im Dorf haben mich Herr Graf genannt, einige beinahe einen Knicks vor mir gemacht.«

»Schrecklich, dieses Getue.«

»Zeugen behaupten, dass Margits Mann Ivan auch auf dem Fest war.«

»In der Familie hieß es immer, er sei in Ungarn gewesen an jenem Abend.«

»Jeder erzählt die Geschichte anders: Die Familie will nichts gewusst haben und hat Margits Rolle nie hinterfragt, die Medien wollen die Schlagzeile von der blutrünstigen Gräfin, und die Einwohner von Rechnitz wollen das Ganze unter den Teppich kehren. Für sie ist Tante Margit eine Heilige.«

»Und was willst du?«

3.

Zu Beginn meiner Nachforschungen wollte ich wissen, was wirklich passiert ist. Ich suchte in Archiven, schrieb Briefe, las Akten zum Rechnitz-Prozess, trieb Margits schweizerische Staatsschutzdossiers auf und fragte mich, wer in unserer Familie etwas über das Verbrechen wusste und warum niemand darüber sprach. Wie oft hatte ich erlebt, dass sich meine Großeltern über längst verstorbene Tanten unterhielten, über die Marotten irgendwelcher Onkel, über den früheren Glanz Ungarns, als die Menschen noch Manieren hatten und guten Geschmack. Warum fiel nie ein Wort über Rechnitz? Warum wurde dieses Grab nicht erwähnt? Ich dachte, vielleicht würde ich einen Hinweis finden, wo die 180 Leichen vergraben sind. Möglicherweise spricht ja jemand mit dir, dachte ich, weil du zur Familie gehörst.

Doch dann kam es an einem Winterabend zu einer zufälligen Begegnung, die vieles auslöste. Ich war mit Freunden unterwegs in der Stadt, in einem Restaurant stießen wir auf einen Bekannten, der mit dem deutschen Schriftsteller Maxim Biller am Tisch saß. Wir setzten uns dazu und kamen irgendwann auf Tante Margit zu sprechen. Biller hatte von ihr gehört, was mich erstaunte, und er war der erste Mensch, der mir diese Frage je stellte: »Und was hat das mit dir zu tun?«

Die Nazi-Gräfin, wie sie bis heute in den Zeitungen genannt wird, und ich?

Mit so einer Frage hatte ich nicht gerechnet. Ich hatte sie mir bis dahin nie gestellt, weil sie so absurd klang. »Streng genommen«, antwortete ich Biller verlegen, sei sie nicht mal mit mir verwandt, Margit sei eine Angeheiratete, eine Thyssen. »Was also hat das mit mir zu tun?«, wiederholte ich, um Zeit zu gewinnen – »nichts, warum auch, ist doch alles so lange her.«

Würde er mich heute fragen, würde ich etwas anderes sagen. Denn mit der Zeit veränderte sich mein Fokus. Es ging immer weniger darum, herauszufinden, was wirklich geschehen ist, ich war nicht mehr Journalist, der von außen kam, sich Notizen machte, Fakten zusammentrug und andere befragte. Es ging jetzt nur noch um mich.

Ich las von Kriegsenkel-Vereinen, von Menschen in meinem Alter, die sich aufgrund von Ereignissen, die siebzig Jahre zurückliegen, entwurzelt fühlen, richtungslos, als wären sie in einem Vakuum geboren. »Sie haben die unverarbeiteten Emotionen ihrer Eltern geerbt«, las ich, »jetzt versuchen sie, sich aus den Fesseln der Vergangenheit zu befreien.« Viele würden sich schuldig fühlen, weil es ihnen nicht gelungen sei, die Not und Verwirrung ihrer Eltern lindern zu können. Ich las von übertriebener Härte gegen sich selbst, von einer Inszenierung heiler Welten, um ein Mangelgefühl zu kompensieren. Einer schrieb: »Ich will endlich in meinem Leben ankommen.« Und ein anderer fragte: »Was hat das aus uns für Menschen gemacht, dass unsere Eltern schwiegen, immer nur schwiegen?« Ich erkannte mich in diesen Zeilen wieder, obwohl ich keiner Leidensgemeinschaft angehören wollte. Ich bin kein Selbsthilfegruppen-Typ.

»Jede Generation hat ihre Aufgaben«, stand auf einer Webseite, die sich mit dem Thema befasst. »Die Elterngeneration krepelte die Ärmel hoch, um die äußeren Trüm-

mer zu beseitigen. Die seelischen Trümmer zu beseitigen – das ist die Aufgabe der Enkel.« Ist das so? War das nicht alles zu einfach? Dass Traumata weitervererbt würden, speziell von den Großeltern an die Enkel, hatte ich schon gelesen, doch richtig glauben wollte ich das nicht. Als wäre der Bombenhagel, den mein Vater als Kind erlebte, eine Ausrede für meine gelegentliche Melancholie. Als wären die zehn Jahre, die mein Großvater in Sibirien im Gulag verbrachte, Grund für meine Kauzigkeit. Und doch war da eine Verbindung, oder bildete ich mir das alles nur ein?

War nicht ich es, der sich immer schuldig fühlte, weil es ihm in der Schweiz zu gut ging? Habe ich mich nicht manchmal heimlich nach einem kleinen Krieg gesehnt? Zumindest einer Krise. Und wie oft habe ich als Journalist über Migranten geschrieben? Ich habe eine Familie auf ihrer Reise aus dem Irak begleitet, mehrere Tage mit Afrikanern in den Gewächshäusern Südspaniens verbracht und mit Flüchtlingen aus Bangladesch in alten Athener Lagerhallen campiert. Warum dieses Interesse für Menschen auf der Flucht? Woher kam meine Anziehung für ihr Leid?

Du bist doch in Zürich aufgewachsen, rief ich mir zu, fern von Panzermörsern und Einschusslöchern, was ist nur los? Hast in der Schule Pflanzen getrocknet, Sumpfdotterblume, Schlehdorn, das Herbarium war der Stolz deines Lehrers. Und dann diese Rückhand, September 1988, im dritten Satz, einhändig geschlagen aus der Not heraus, das Spiel gewonnen, die Socken rot vom Sand, das ist doch dein Leben, reicht dir das nicht? Nein, tat es nie. Da war immer etwas, das fehlte. Diese ungetrübte Welt, die mich umgab, so blütenweiß wie die Poloshirts, die ich trug und deren Kragen ich Mitte der Achtzigerjahre hochstellte, war nie meine. Und so fühlte sich dieser Satz richtig an, je länger ich über ihn nachdachte: Ich bin ein Kriegsenkel. Mein

Vater hat den Krieg im Keller verbracht, mein Großvater wurde von den Russen nach Sibirien verschleppt, meine Großmutter verlor ihren zweiten Sohn und meine Großtante hatte ein Massaker an 180 Juden zu verantworten. Sie waren Täter wie Opfer, Verfolgte wie Jäger, wurden erst gefeiert, dann geächtet: Bastarde der Zeitgeschichte. Am Ende liefen sie immer gebückter durchs Leben, verloren erst ihre Selbstachtung, dann ihre Stimme. *Wir waren eine Familie von Maulwürfen*, schrieb meine Großmutter Maritta in ihr Tagebuch: *Wir zogen uns zurück, glaubten an nichts mehr und versanken in uns, den Kopf unter der Erde, immer am Ducken.*

Und was war mit mir?

4.

Ich erinnerte mich an einen der letzten Besuche bei meiner Großmutter in Budapest. Es muss 2006 gewesen sein, von Rechnitz wusste ich damals noch nichts. Meine Großmutter war die letzten Jahre ihres Lebens wie besessen gewesen von der Idee, ihre Lebensgeschichte aufzuschreiben. In den ersten Monaten versuchte sie sich noch auf einer Schreibmaschine, einem Modell aus den Siebzigerjahren mit Farbband. Doch bald war ihr das Tippen zu anstrengend, also schrieb sie von Hand weiter, in einer Schrift, die aus einer Zeit stammte, als draußen noch Kutschen fuhren.

»Wie kommst du mit deinen Erinnerungen voran?«, fragte ich sie, und schon stand sie auf und lief in die Küche, die sich am Ende des langen Ganges befand, um Tee zu kochen. Ich hörte, wie sie die Besteckschublade nach kleinen Löffeln durchwühlte. »Gibt es schon einzelne Kapitel?«, rief ich ihr nach, ohne eine Antwort zu erwarten. Nicht, dass ich damals darauf brannte, ihre Notizen zu lesen, ich fragte aus Höflichkeit, wir hatten sonst kaum gemeinsame Themen. Ich versuchte bloß, diese Sprachlosigkeit zu überbrücken, die uns erdrückte, jedes Mal, wenn wir uns sahen.

Sie nahm Milch aus dem Kühlschrank und füllte sie in eine kleine Tasse, dabei musste sie etwas vergossen haben. »Nem jó«, rief sie, nicht gut. Ich hörte, wie sie sich mit der flachen Hand vor Ärger auf den Oberschenkel schlug,

wie sie die Milch vom Boden wischte, den Schwamm auswang – die Teekanne pfiff. Auf den niedrigen Bücherregalen standen Fotos von Verwandten, deren Namen ich mir nie merken konnte. Ich musste mich jedes Mal bücken, um sie zu betrachten, den Rücken ganz krumm machen, bis ich mich vor ihnen verneigte. Wer weiß, vielleicht war das ja auch der Zweck. An den Wänden hingen vergilbte Stiche mit den Umrissen von Ungarn vor dem Ersten Weltkrieg, dem Großreich von einst. Seit ich ein Kind war, sprachen mein Vater und meine Großmutter von nichts anderem, und ich nickte höflich, doch interessiert hat es mich nie. Und wenn ich doch einmal nachfragte, wie das damals gewesen sei, auf der Jagd zum Beispiel, oder warum die Ungarn so antisemitisch seien, wie das in den vergangenen Jahren alle behaupteten, so bekam ich stets dieselbe Antwort: »Nem érted«, das verstehst du nicht. Mit diesem Satz bin ich aufgewachsen, bis heute sitzt er mir im Nacken.

»Das verstehst du nicht«, höre ich auch die toten Männer in den Bilderrahmen rufen, an denen ich gebückt vorbeigehe.

»Aber ich habe doch darüber gelesen. Was wollt ihr denn noch?«, rufe ich zurück.

»Alles nichts wert«, antworten sie. »Vergiss es«, sagen sie im Chor.

»Ich ...«

»Musstest du je leiden?«

»Leiden?«

»Weißt du, was Grandeln sind?«

»Grandeln?«

»Hast du schon einmal dein Haus verloren, deine Heimat, dein Land?«

»Aber ...«

»Nichts aber«, unterbrechen sie mich im Ton der K.-u.-k-Offiziere. »Du verstehst es eben nicht.«

»Worüber haben wir gesprochen?«, fragte mich meine Großmutter. Sie war mit dem Tee aus der Küche zurückgekommen, ein Tablett, zwei weiße Tassen mit geschwungenen Henkeln, eine Zuckerdose mit abgeschlagenen Ecken und ein Milchkännchen. Ich hatte sie nicht bemerkt, hielt meine Nase an das kalte Fenster im Wohnzimmer, sah den Eingang des Burgpalastes, ungarische Flaggen im Wind und einen Geiger im Barockkostüm mit Perücke, der eine Verbeugung machte, wenn ihm ein Tourist ein paar Forint in den Kasten warf.

»Ich habe dich gefragt, ob es schon was zu lesen gibt, von deinen Lebenserinnerungen«, antwortete ich ihr und sah sie an. Sie lächelte es weg.

»Wie war die Reise?«, fragte sie.

Drei Tage dauerten diese Besuche. Wir saßen auf dem blauen Sofa in ihrem überheizten Wohnzimmer, und die Zeit wollte nicht vergehen. Wir verbrachten die Stunden damit, unser Rinnsal an Gespräch am Leben zu erhalten, bis zum letzten Abendessen. »Na, das ist eine gute Suppe«, sagte ich und hörte mich an wie ein Rentner im österreichischen Fernsehen. »Die ist eben hausgemacht«, antwortete sie. Und der Satz passte ebenso wenig zu ihr wie der meine zu mir, als ob wir Oma und Enkel spielten. Auch unsere Spaziergänge die Tage zuvor, das Kastaniensammeln, hatte das nicht etwas Kulissenhaftes, während wir ganz vorsichtig von einem Thema zum nächsten sprangen und alles nur ganz leicht berührten, als würden wir über ein Minenfeld gehen?

Zum Abschied hielt sie mich immer einen Moment länger im Arm. »Nagyon szeretlek«, flüsterte sie mir ins Ohr,

ich liebe dich sehr, worauf ich, ähnlich konspirativ, ihre knochigen Schultern drückte. Taten wir denn etwas Verbotenes?

Zum letzten Mal sah ich meine Großmutter im Krankenhaus irgendwo in der Budapester Innenstadt, in einem dieser riesigen Häuser mit rußiger Fassade, denen von außen nicht anzusehen war, ob es sich um eine Oper, ein Gefängnis oder eben um eine Klinik handelt. Sie war mager und wirkte ganz verloren in ihrem Bett. Ich ging in einen kleinen Kiosk um die Ecke, kaufte ihr Joghurt, Red Bull, Kekse und Schokolade, weil mein Vater gesagt hatte, dass das Essen so schlecht sei und sie neue Kräfte brauche. Als ich mit all den Produkten zurückkam, bunt bedruckt mit Wörtern, die so gar nicht zu ihr passten, Energy, Power, blickte sie mich erschrocken an und schüttelte den Kopf. Sie könne nicht mehr.

Auf ihrem Totenbett flehte sie meinen Vater mit schwacher Stimme an, er müsse ihr versprechen, dass ihre Notizen verbrannt würden. Es war ihr letzter Wunsch, und er hielt ihre Hand, doch sein Wort hielt er nicht. Sie starb am 1. Mai 2009, an einem eiskalten Morgen. Ich war in einem Café in Zürich und beobachtete, wie sich draußen mehrere Wasserwerfer in Position brachten und auf Demonstranten warteten, wie jedes Jahr am Tag der Arbeit, als ich eine Textnachricht von meinem Vater erhielt. Eine Zeile nur, sie sei in der Nacht verstorben. Ich zahlte und lief an jungen Menschen mit Palästinensertüchern vorbei, die Transparente in der Hand hielten und den Tod der Banken forderten, vorbei an kurdischen Aktivisten, Tibetern, Feministinnen und grölenden Teenagern in Kapuzenpullis, öffnete die Wohnungstür und hob meine Tochter aus der Wiege, die damals drei Monate alt war. »Deine Urgroßmama ist tot«, flüsterte ich. Sie hielt sich im Schlaf die Fäustchen vor

die Augen, und ich bereute den Satz in dem Moment, in dem ich ihn aussprach.

Statt das Tagebuch zu vernichten, stopfte mein Vater die Blätter in eine schlammgrüne Mappe, packte weitere Briefe und Zettel hinzu, die er in einer der unteren Schubladen ihres Sekretärs gefunden hatte, legte alles in eine Einkaufstasche und verstaute sie in einem Schrank bei sich zu Hause. Er las keine Zeile. Nicht ein Wort. Er wusste, dass er ihrem letzten Wunsch nicht entsprochen hatte, und wollte nicht zu lange darüber nachdenken. Als er mir diese Tasche zwei Jahre nach ihrem Tod überreichte, sprach er nicht viel. Wir saßen an einem Ecktisch im *Da Lello*, seinem Lieblingsitaliener an der Márványutca in Budapest, als er mir wortlos überreichte, was von seiner Mutter übrig geblieben war.